Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 185. Bromberg, den 29. September 1926.

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

Amerikanisches Copyright 1925 by Ernst Keils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Leipzig.

18. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Überall in der Welt saßen die Vertreter der Firma ... überall ihre Interessen verknüpft mit der Weltwirtschaft. Doch die Hauptadern, die Kohlengruben in Spitzbergen, die Zinngruben in Südafrika ... Unheil ... unabwendbar, stand darüber.

Walter Uhlenkort! Er, der Kopf, das Hirn des Ganzen! Wo war er? Wie hatte ihn die Kunde erreicht ... getroffen? Er, der Starke! Der Mann des unbeugsamen Willens, der kämpfte ... rang für sein Land, für Harlessen — Uhlenkort.

Wo war er jetzt? Im Geiste fühlte sie sich an seiner Seite stehend ... übernatürliche Kräfte in ihr ... ihm helfend ... sein Werkzeug ... seine Gehilfin.

Was war jetzt noch ihre Tat? ... Was waren die geretteten Millionen gegenüber dem Zusammenbruch, der alles verschlingen mußte ... und auch sie verschlang.

Ein Freudenschrei, von Backbord beginnend, pflanzte sich über das ganze Schiff hin.

„Die neue Küste! ... der Kanal! ... das neue Meer!"

In wirren Rufen klangen die Worte über das Schiff. Das steuerte Nord-Nordwest. Von Steuerbord strömten die Massen zur Backbord-Reling.

Da! ... Da mußte etwas zu sehen sein ... Da fuhr man näher an der neuen Küste.

Christie sprang auf. Unerträglich dieses Schreien, Jubeln der Neugierigen. Sie ging hinunter in ihre Kabine, warf sich dort auf das Ruhebett.

Sie war allein ... gewiß. Der Lärm von Deck drang nicht bis zu ihr hinunter.

Und doch! Ihre Gedanken kamen nicht los von dem, was sie peinigte. Uhlenkort ... Hamburg ... ihre Gedanken gingen um diese beiden Worte. — — —

... Der Kapitän starrte auf die Tabellen, die der Navigationsoffizier vor ihm ausgebreitet hatte.

„Die Tiefenmessungen? ... Fast durchgehend mehr als tausend Meter ... Ich verstehe das Stöhnen der Mutter Erde ... die Wunde, die ging tief ..."

Wasserwärme ... achtundzwanzig Grad ... Der Golfstrom ... Schon die Temperatur allein sagt's.

Fahrtversetzung? ... Fünf Meilen ... das heißt, der Golfstrom auf seinem neuen Wege durch die Landenge verringerte unsere Fahrt um fünf Meilen in der Stunde ... Kein Zweifel mehr! Der Golfstrom fließt restlos im neuen Bett.

Die Folgen? Europa? ... Fehlt er, fehlt auch die Golfdrift ... fehlt die Motorkraft, die die Wasser des Atlantic in warmem Strom nach Norden riß, dort oben Leben ... Lebensmöglichkeit spendete ...

„Ah, der Gong schlägt zum Essen. Die Relings werden leer. Das mag jetzt ein schönes Geschnatter an der Tafel geben."

So war's auch, wenn's auch nur wenig gewesen, was die neugierigen Augen gesehen. Deshalb hielt sich das Thema von der Kanal-Katastrophe nicht allzu lange als Tischgespräch, war nur zu bald erschöpft.

Seeräuber! Das ältere beliebteste Thema der Schiffspassagiere dieser Zeit. Allerdings war man jetzt im Atlantic in belebter Fahrstraße. Westlich die amerikanische Küste, östlich die Antillen. Ganz aktuell war hier das Thema nicht.

Der Stille Ozean in seiner südlichen Ausdehnung mit viel schwächerem Verkehr war das eigentliche Feld für die modernen Piraten.

Als hätte man nur auf dies Stichwort gewartet, schwirrten die Geschichten von den Piratenstückchen, einander übertrumpfend an Frechheit und Tollkühnheit durch den Raum.

Schon hatte sich ein Schleier von Romantik um dieses neue, früher kaum noch der Sage nach bekannte Freibeutertum gewoben. Da waren zum Beispiel einzelne Piratenkapitäne ... sie erfreuten sich der besonderen Hochachtung des Publikums ... die mehr aus politischen als aus verbrecherischen Instinkten diese Laufbahn ergriffen hatten. Motive aller Art, von den edelsten herab bis zu den verworfensten, sollten die Triebfedern dieser modernen Seehelden sein, die schließlich — die Motive sprachen da nicht mit — doch meistens der Strang ereilte.

Auch die andere Seite, die Seepolizei der Mächte, bot hervorragende Figuren, die Besonderes in der Verfolgung und Bekämpfung der Freibeuter leisteten. Ihr Kampf war sehr schwer. Fanden doch die Seeräuber bei manchen Staaten offene oder geheime Unterstützung. Auf freier See bei frischer Tat ihnen beizukommen, war so gut wie unmöglich. Sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, dort zu bekämpfen, die einzige Möglichkeit.

Schlupfwinkel für ein U-Boot? Die Wasser der Erde boten unzählige. Der große Aktionsradius der Boote — sie konnten monatelang auf See fahren, ohne neuen Brennstoff zu nehmen — ermöglichte es ihnen, ihre Stützpunkte an den entlegensten Stellen des Weltmeeres zu haben. Bis zu den Polen hin waren sie bei entlegenen Inseln, an abgelegenen Küsten versteckt. Doch besonders guten Unterschlupf bot den Piraten der Stille Ozean, mit seinen unzähligen kleinen Koralleninseln.

So manche Tragödie hatte sich hier abgespielt, von der die Zeitungen spaltenlang berichteten.

Das neueste, beinah stärkste Stück! Es war in aller Munde. Der Herzog von Bloomfield auf der Fahrt von England nach Neuyork. Auf seiner Rapid-Jacht, um an den Regatten von Atlantic City teilzunehmen. In Sicht der amerikanischen Küste. Scharfer Schuß vor den Bug ... zweiter über den Steven. Die Jacht versucht zu fliehen, Schuß in die Schraube. Funkt um Hilfe, Schuß in die Antenne.

Das feindliche Boot legt an. Das alte Rezept. Und doch! Dies Stück ein Extrastück, hier im belebtesten Teil des Weltmeeres. Von allen Seiten eilen Schiffe herbei, die den Hilferuf noch vernommen, große ... kleine ... die Bewaffneten darunter lösen ihre Geschütze, schießen auf den Räuber. Der wehrt sich, erwidert das Feuer mit schwerem Geschütz.

Ein Seekampf! Die großen Leiber der Helfer werden getroffen. Feuer auf ihnen ... Boote stoßen ab ... Der Seeräuber wehrt sich wie ein gestellter Eber, verbirgt sich hinter der gekaperten Jacht ... taucht weg. Die Hilfe kommt heran, zu spät Der Herzog ist geraubt ... mitgeführt auf dem verschwundenen U-Boot.

Am nächsten Tag erhält seine Familie Nachricht. ... Lösegeld eine Million Dollar in bar ... abzuwerfen vom Postluftkreuzer London—Neuyork in Schwimmboje 10 Uhr 30 Min. vormittags. Dies geschehen ... der Herzog wird unverletzt an Land gesetzt. Bei Weigerung des Lösegeldes oder Verfolgung durch englische Polizei das Leben des Herzogs verwirkt.

Und es geschah, mußte so geschehen, wie es die Herren Piraten wollten. Das Postflugzeug warf die Boje ab. Es war beinahe lächerlich, die Sorge in den Zeitungen drehte sich weniger um das Leben des Geraubten als darum, ob der Pirat auch die Boje mit dem Geld finden würde.

Wetten wurden abgeschlossen. Ein Kordon von U-Booten umzog den mittleren Atlantik. Die sahen, wie die Boje aufgenommen wurde, und mußten es mit gebundenen Händen sehen. Denn der Geraubte war ja noch an Bord des Räubers. Jeder Schritt, den Piraten zu fangen, brachte das Leben des Herzogs in Gefahr.

Drei Tage später wurde der Herzog an der amerikanischen Küste abgesetzt, kam nach Neuyork. Ein Heer von Interviewern vor der Tür seines Hotels ... Die Meinung des Herzogs:

Nette Leute, die Herren ... Piraten .... vollkommene Gentlemen ... keine Bequemlichkeit vermißt ... tadellose Verpflegung und Unterkunft ... modernstes Zehntausendtonnenboot ... höchst interessantes Erlebnis ... mit Million nicht zu hoch bezahlt ... Konversationsstoff bis ans Lebensende .... Löwe der Season! — —

Jamaika! Nordost voraus! Der Lautsprecher meldete es von der Brücke her durch den Speisesaal. Der Kapitän des „Abraham Lincoln", der mit an der Tafel saß, nickte kurz, hob sein Glas.

„Auf einen weiteren glücklichen Verlauf der Reise, nachdem wir die Durchfahrt durch das neue Meer hinter uns haben!"

Der scharfe Knall eines Schusses. Die Hände sanken von den Gläsern. Noch ehe eine Stimme das Wort „Schuß" herausbrachte, ein zweiter lauter Knall.

„Seeräuber!" Eine Frauenstimme gellte es über die Tafel. Mit einem Ruck gingen alle Blicke nach dem Kapitän. Der stand, das gebräunte Gesicht erblaßt.

„Seeräuber? Hier Seeräuber? ... Unmöglich ... unmöglich ..." Er murmelte ein paar undeutliche Worte zu den Gästen.

Keine Beunruhigung ... stürmte hinauf.

Kam an Deck ... eine Granate pfiff über seinen Kopf hinweg, riß die Antenne herab.

Keuchend stand er auf der Brücke. Schon hatte der Wachtoffizier „stop" gegeben, schon schlugen die Maschinen rückwärts.

„Wo? Woher? Der Schuß!"

„Nordost voraus U-Boot!" schrie der Wachtoffizier.

„Flagge?"

„Keine Flagge! Seeräuber!"

Der Wachtoffizier schrie es. Der Riesenrumpf des „Abraham Lincoln" glitt kaum noch durch die Dünung, stand fast still. Die Sonne tauchte hinter dem Isthmus unter, den Tag mit sich hinabziehend.

„Fallreep herunter!" brüllte es von dem Boot.

Das Fallreep sank.

„„Abraham Lincoln" von Valparaiso nach Neuyork? Kapitän Frederik White?"

Der bejahte.

„Der Kapitän mein Gefangener! Schiffsliste! Tresorschlüssel! ... Führer dahin! ... Passagiere und Mannschaft unter Deck!"

Kaum, daß das Wort von seinen Lippen ... die Decks wie reingefegt.

„Maschinengewehre an ihre Posten!"

In Minuten waren alle wichtigen Punkte des Schiffes besetzt.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Kapitän!"

Der Piratenführer setzte sich auf einen Deckstuhl, zog einen anderen heran, den Kapitän einladend. Der folgte der Aufforderung. Er konnte ... wollte nicht begreifen, was geschah. Verstand auch nicht, was der neben ihm mit ihm sprach ... fragte.

Der Unterführer kam melden. In der einen Hand ein Schriftstück über die Depositen. Mit der anderen auf den Sack deutend, den zwei Leute seiner Mannschaft heranschleppten.

„Zwei Millionen Dollar ... etwas drüber noch!"

„Gut! Gut! Sehr gut! Doch das andere? Wie ist's damit?"

„Schon besorgt! Im Boot!"

„Ah! Das ging schnell."

Der Piratenoffizier erhob sich, wandte sich an den Kapitän:

„Ich bedauere sehr, Sie inkommodiert zu haben. Die Störung? ... Sie werden es selbst zugeben, sie war nur geringfügig. Freie Fahrt, Herr Kapitän!"

Mit ein paar Sprüngen war er am Fallreep und von Bord.

„Freie Fahrt voraus!" schrie es aus dem Boot.

„Freie Fahrt voraus!" echote es zögernd von der Kommandobrücke des „Abraham Lincoln".

Die Schrauben zogen an. Der Riesenrumpf kam in Fahrt. Von unten her kamen sie an Deck ... Mannschaften ... Passagiere.

„Kurs Nord zu Nordost!" gab der Wachtoffizier das Kommando. Der Steven drehte auf den alten Kurs.

„Gerettet! ... Gerettet ... Seeräuber an Bord? ... Was? Was ist geschehen? Wo sind sie?" Ein unbeschreibliches Gewirr von Fragen, Rufen in allen Sprachen der Welt.

Der Lärm drang bis zur Brücke hinauf zum Kapitän. Der stand immer noch verwirrt, fuhr sich mit der Hand an den Kopf. Fast hätte er geschrien: „Unmöglich!"

Doch ein Blick ... Hart Steuerbord ... Da! Eben noch das Periskop der Seeräuber ... tauchend ... verschwindend.

Da! Die blassen verstörten Gesichter der Mannschaften, der Passagiere. Tausend Hände auf den abziehenden Feind deutend.

Die Stimme des ersten Offiziers riß ihn aus seiner Verwirrung.

„Die Tresors sind beraubt! Die Passagierlisten ... wären sie nicht nachzuprüfen?"

Der Kapitän nickte.

„Nachprüfen? Jawohl! Prüfen Sie nach!"

„Der Sender in Ordnung gebracht!" meldete ihm der zweite Offizier.

„Melden Sie ... melden Sie!" Der Kapitän kam ins Stocken. „Sie wissen's ja! Sie haben's ja erlebt ... melden Sie ... melden Sie!"

Der gab die Nachricht ... Antworten kamen von hier und von da. Die wichtigste: Amerikanische U-Boote auf der Fahrt von Kingstown aus zur Verfolgung des Räubers angesetzt.

Meldung vom ersten Offizier.

„Alle Mannschaften und Passagiere wohlbehalten an Bord. Passagier Christie Harlessen, kommend von Valparaiso, zurzeit nicht auffindbar."

Der Kapitän hörte ... las ... nickte.

Gott sei Dank ... kein Menschenleben in Gefahr, wie es schien ... Kontoristin aus Neuyork ... Raub? ... Nicht anzunehmen ... ausgeschlossen!

Eine Milliardärstochter ... was anderes wär's ... Kontoristin? Ausgeschlossen! ... Wer weiß, wo die sich in ihrer Angst verkrochen hat ... im tiefsten Raum des Schiffes ... die wird sich schon wieder anfinden.

Mit einem erleichterten Aufatmen ging der Kapitän von der Brücke.

Die Nacht war da. Kein Abendkonzert, kein Bal paré. Die Gesellschaftsräume öde und leer.

Der andere Morgen. Die Promenadendecks überfüllt ... Fragen in allen Sprachen schwirrend ... Erregung über das Ereignis in Worten und Gesten ...

Nur wenige waren's, deren Eigentum geraubt war ...

Doch kein Menschenraub ... die Passagierliste aufgerufen ... alle da gewesen.

Eine Miß Harlessen aus Neuyork ... Kontoristin ... sie sollte fehlen ... nun, wer weiß, wo sie sich versteckt hatte in der Angst.

Die Melodien der Musikkapelle klangen vom Oberdeck. Mit jedem Ton verschwanden Angst und Sorge mehr.

Die, deren Depots geraubt ...? Die Versicherungsgesellschaften mußten es tragen. Wie lautete denn der neue Passus in den Policen? ... Auch gegen Seeraub ...

Man hatte gelacht, als man zuerst die Worte las ... und doch, wie hatte die Wirklichkeit die Lachenden eines Besseren belehrt.

Der nächste Morgen ... auf den Promenadendecks ... die Schiffszeitung ... Nachrichten aus aller Welt ... Nachrichten von Bord ... da zum Schluß: Passagier Miß Christie Harlessen, ab Valparaiso an Bord des „Abraham Lincoln", vermißt seit der Stunde des Überfalles."

* * *

Der Prozeß James Smith zu Ende! Der Angeklagte freigesprochen! Eine Sensation ohnegleichen!

Tagelang war Washington überfüllt. Schon allein das Riesenheer der Reporter, die aus allen Teilen der Welt hierher geeilt waren, brachte Tausende nach Washington. Bis in die entlegensten Winkel der Welt drangen ihre Berichte.

Sensationsprozeß?

Und doch! Die Gerichtsverhandlung ... Wie wenig waren die meisten auf ihre Kosten gekommen! Die Sensation lag im Geschehnis, das den Grund zum Prozeß gab, in den fürchterlichen Auswirkungen.

Die Gerichtsverhandlung selbst?

Die einzige Sensation der Angeklagte. Als die Riesengestalt des Chefingenieurs in den Saal trat, war ein Ruck durch die Tribünenbesucher gegangen. Das war der Mann, an dessen Namen sich alles knüpfte, fortspann über Jahrhunderte, Jahrtausende.

Eine Tat war geschehen durch ihn, die alle Ordnung der Welt über den Haufen warf. Vom Vorsitzenden des Gerichtshofes bis auf den letzten der Zuhörer hatte minutenlang alles wie gebannt an den Zügen des Angeklagten gehangen.

Das war der Mann! Die Presse der Welt hatte längst sein Bild gebracht, ein Bild aus früheren Tagen. Wie würde er jetzt aussehen?

Wäre er gebeugt, mit allen Zeichen des seelischen Gebrochenseins, geführt von helfenden Armen in den Saal gekommen, die wenigsten hätten sich darüber gewundert. Aber er war hereingekommen, die Riesengestalt hoch aufgerichtet, den markanten Kopf zurückgeworfen, die Augen auf den Richtertisch gerichtet. Hatte kurz davor Halt gemacht, sie mit leichtem Neigen begrüßt und sich niedergesetzt. Die Anklageschrift war verlesen worden. Kein Zug in seinem Gesicht verändert! Kein Augenzucken, keine Bewegung des Körpers!

War auch so geblieben bis zum Schluß der Verhandlung. Seine Antworten an den Vorsitzenden, an die Sachverständigen, den Staatsanwalt . . . mit immer der gleichen ruhigen, selbstbewußten Stimme gesprochen. Die Plädoyers! Auch der Staatsanwalt hatte Freisprechung beantragt.

Der Spruch des Vorsitzenden, der die Freisprechung verkündete! Nichts hatte das Gesicht des Angeklagten auch nur im kleinsten Spiel sich ändern lassen. Die eiserne, fast gleichgültige Ruhe war immer dieselbe geblieben. Er war hinausgeschritten durch die Masse der Zuhörer, die ihm Beifall zuriefen.

Der Kraftwagen brachte ihn zum Hotel.

Er trat in sein Zimmer, schloß es ab. Das Schnappen des Schlosses an seiner Kerkertür! Wie hatte das ihn bei jedem Herausgehen des Schließers gepeinigt, ihm zugeschrien: Gefangen! Verbrecher an der Menschheit, wie ihn die Weltgeschichte nicht gekannt.

„Jetzt . . . seine Hand . . . die Hand des Freigesprochenen hatte das Schloß einschnappen lassen. Es hatte ihm dasselbe zugeschrien wie das Schloß an seiner Kerkertür.

Frei? Freigesprochen?!

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. Er warf sich auf ein Ruhebett und vergrub das Gesicht in die Kissen.

Wie anders würden jetzt die Zeitungsüberschriften lauten! Und doch für ihn blieben's die alten, die ihn im Gefängnis täglich gepeinigt hatten.

Mit aller Kraft seiner Seele kämpfte er gegen die Qualen, das Bild Juanitas vor seine Augen zwingend, sich an sie klammernd, in deren Hände er seine Seele gegeben hatte.

Juanita! Er sprang auf, durchmaß mit starken Schritten das Zimmer, blieb dann mit einem Ruck stehen.

Er! . .-. Er? Würde er sie kampflos überlassen?

Die Riesengestalt reckte sich. Die Hände ballten sich zu Fäusten, hoben sich, als stände der vor ihm . . . Er! Er soll sich hüten! Und wenn ich ihn mit diesen Fäusten . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ausgleich?

Ein wahres Geschichtchen von Gustav Renner.

Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
Das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen,
Und wem wird es versagt, wem wird es gekränkt und geschmälert?
Hebbel.

Der machtvolle Direktor des großen Werkes trat in sein Arbeitszimmer. Er war schlechter Laune. Das war er allerdings meistens. Und er hatte einigeng Grund dazu. Seine Frau hatte ihm vorhin daheim eine heftige Szene gemacht, wegen irgendeiner Nichtigkeit. Das war nicht selten. Und an den Kindern hatte er auch keinen Trost; sie standen ganz auf Seiten der Mutter, mochte er in einer Sache Recht haben oder nicht. Wie eine Mauer standen sie gegen ihn. Nur mit Widerwillen dachte er an seine tägliche Heimkehr. Am liebsten wäre er wer weiß wohin gegangen. So stürzte er sich denn mit einer ingrimmigen Leidenschaft auf die geschäftlichen Dinge. Er war ein gefürchteter Vorgesetzter, der nichts durchließ. Er selbst hatte ja auch genug Ärger im Geschäft, um somehr als er sich an jeder kleinen Kante wund stieß.

So trat er denn in sein Zimmer, die Stirn gerunzelt, den Mund zusammengepreßt und schief gezogen. Als er an seinen Tisch trat, fiel sein Blick auf ein Glas, in dem ein prächtiger Strauß von Rotbuchenblättern mit einer gelben Schwertlilie darin steckte. Hm, das war ja ganz hübsch. Seine Stirn entrunzelte sich etwas. Aber wo kam das eigentlich her? Schon vor ein paar Tagen hatte ein schöner Blumenstrauß in dem Glase gesteckt. Sonderbar! Hatte jemand eine heimliche Liebe zu ihm, jetzt noch, in seinem Alter? Etwa die Sekretärin? Denn von einer weiblichen Hand mußte das wohl stammen. Es tat ihm in seinem Unmut doch wohl, daß wenigstens ein Mensch etwas für ihn übrig hatte. Nun, er wollte der Sache auf den Grund kommen, aber vorsichtig, denn gut gemeint war das ja auf alle Fälle.

Er klingelte der Sekretärin. Sie war nicht mehr ganz jung, aber von angenehmem Wesen; besonders ihre Augen, schön, offen und zutraulich, nahmen für sie ein. Das fiel ihm eigentlich erst jetzt auf. Sie schien aber ganz unbefangen.

„Setzen Sie sich, Fräulein Gerstenberg", sagte er milder als gewöhnlich. „Ich habe etwas zu diktieren." Er begann, auf und abgehend, zu sprechen, seine Gedanken schweiften aber immer wieder ab. Plötzlich hielt er in einem Satze inne. „Sehen Sie mal, Fräulein Gerstenberg, — hübscher Strauß da — nicht wahr?"

Die Sekretärin blickte verwundert auf. „Ja," sagte sie, „ein wundervoller Strauß."

„Hm, ja, — und wissen Sie vielleicht, von wem er stammt?" Er sah sie scharf an.

Sie schüttelte verwundert den Kopf. „Nein."

Nein, sie war es nicht, das war klar zu sehen. Wer aber dann? Er fuhr zerstreut im Diktieren fort. — —

Zwei Tage später betrat er gerade das Zimmer, als die neue Reinmachefrau die Blumen aus dem Glase nahm und einen neuen Strauß aus vielfarbigem Gartenmohn hineinsteckte. Also das war des Rätsels Lösung? Fast mußte er lächeln, was selten bei ihm geschah.

„Was machen Sie denn da?" fragte er schließlich.

Die junge Frau fuhr erschrocken herum. Ihr hübsches, gutmütiges Gesicht wurde ganz rot. „Verzeihen Sie, Herr Direktor . . . es sollt's niemand wissen, von wem . . . und nu ist's doch . . ." Sie schwieg verlegen.

Wollte sie sich bei ihm beliebt machen? Aber danach sah sie eigentlich nicht aus. Ihr ganzes Wesen war schlicht und unbefangen.

„Warum tun Sie das?" fragte er, schon merklich freundlicher.

Sie hob die guten, blauen Augen zu ihm auf. „Ach, bloß . . . Der Herr Direktor sieht immer so . . . so bedrückt aus . . . und da dacht' ich: er hat gewiß Kummer . . . und vielleicht freut er sich ein bissel, wenn ich ihm ein paar schöne Blumen hierher stelle. Über schöne Blumen freut sich doch jeder."

„Soso. Hm. Und da kaufen Sie jedesmal diese Blumen hier; können Sie denn das?"

„Ach Gott, nein, das nicht. Die sind aus unserm Garten. Wir haben nämlich so'nen Garten in'ner Laubenkolonie und da haben wir auch allerlei Blumen drin. Die sind unsre besondre Freude."

„Sie sind verheiratet?"

„Ja. Mein Mann ist Modelltischler. Ein guter Mann. Und 'nen Jungen haben wir auch. Wilhelm heißt er. Ein zu gutes Kind, und er lernt auch gut; in der Schule ist er immer der Erste. Der is nu erst unsre Freude! Was er mir an den Augen absehn kann, das tut er. Das liegt wohl so in ihm drin. Ja, und da is es des Abends recht nett in unserm Garten, jetzt in der warmen Jahreszeit. Eine hübsche Laube hat mein Mann auch gebaut. Und da sitzt er denn draußen auf der Bank davor und spielt die Ziehharmonika; manchmal singt er auch. Und da soll ich immer mitsingen. Ich tu's auch, wenn ich's auch nicht gut kann. Aber, Mutter muß immer dabei sein! sagt mein Mann."

„Soso. Hm. Und Sie tun's gern?" fragte der Direktor.

„Freilich; wenn er's gern hat! Das macht einem ja dann doch selber Freude, — nicht? Er tut ja auch so."

„Hmhm. Gewiß. Sie scheinen ja da ganz gut miteinander auszukommen."

„Das freilich. Da fällt kein böses Wort zwischen uns. Wozu denn? Man macht sich bloß das Leben selber schwer damit."

„Stimmt schon. — Sie tun also alles, was Ihr Mann will und gern hat?"

„Freilich. Und 's ist am besten so. Da is Ruhe und Frieden im Hause, und da hält er mich hoch."

Der bittere Zug um den Mund des Direktors verschärfte sich. Er dachte an mancherlei. Welche natürliche Lebensweisheit in dieser einfachen Frau! War alles Wissen, alle Klugheit imstande, bessere Vorbedingungen menschlichen Glückes ausfindig zu machen?

„Da haben Sie Recht, liebe Frau", sagte er mit ehrlichster Überzeugung. „Wenn nur jeder so dächte."

„Das mein' ich auch. Da sind unsere Nachbarn im Garten, der Mann hat einen guten Verdienst und sie könnten ganz zufrieden sein. Aber da streiten sie sich jeden Tag, um nichts und wieder nichts. Manchmal auch um die Kinder. Gott sei Dank, daß wir das bei unserem Jungen nicht nötig haben. Und machen sich beide so einander das Leben schwer. Keiner hat was davon als fortwährenden

Ager, Unfrieden und Haß. — Verzeihen Sie, Herr Direktor, daß ich Ihnen das alles so gesagt habe; aber es gab sich so. Und wir sind ja alle Menschen, nich? — Und darf ich Ihnen mal wieder Blumen hinstellen?"

„Es wird mich sehr freuen. Und ich danke Ihnen noch dafür, — und für manches andere." Er drückte der Frau kräftig die Hand und nahm sich vor, etwas für sie zu tun, wann und wo er könne.

Sie sah mit ihrem unbefangenen Blick, verwundert von seinem Tone, zu ihm auf. „Oh, hat nichts zu sagen. Ich hab's ja gern getan. Und nu freut mich's noch mehr, nu ich weiß, daß Sie eine kleine Freude dadran haben."

Sie ging. Er schaute ihr mit einem langen Blicke nach. War sie nicht zu beneiden? War dieses Glück mit seinem ganzen Gelde, mit dem Gelde der ganzen Welt zu erkaufen? Und mit einem schweren Seufzer setzte er sich an seine Arbeit.

Die Rache des Malers Jan Joest van Kalkar.

Skizze von **Franziska Rademaker-Düren.**

Weich und warm sind die Farben Jan Joests van Kalkar. Sie umschmeicheln die ernsten Gestalten seiner Bilder und vertiefen deren Leben.

Fleißig ist Jan seit dem frühen Morgen bei der Arbeit. Seine Augen sprühen von der Freude begnadeten Schaffens; die schmalen Wangen erglühen im Eifer. Zart und tröstend fährt der Pinsel über das schmerzgeprägte heilige Antlitz auf der Ecce homo-Tafel.

Aufatmend steht dann der Künstler — seine Züge erleichtern sich. Aber alsbald taucht er den Pinsel wieder ein, in neckischer Lust fliegt er — es war noch Raum für eine Figur auf der Tafel.

Zum Mittag steigt die Sonne. Flimmernde Helle fällt sogar durch das Nordfenster der Werkstatt. Da wirft der Maler den Pinsel hin und lächelt in seiner Schalkheit: Dreimal ist Jan Joest hier im Raum! Einmal kleckst er die Farben; ein zweites Mal schaut er aus dem Spiegel dort; und der dritte Jan — ja, der steht nun leibhaftig, vom Spiegelbild abkonterfeit, auf der Gemäldetafel.

„Ich bin's", spricht Jan vergnügt, „haben mich die Kalkarer aus meinem geliebten Harlem geholt, daß ich ihrem Niklas Flügel an den Hochaltar seiner Kirche male, so sollen sie mich nun ewig bei sich haben."

Und er schaut sich an und wundert sich, daß er es ist: das schmale, fast zu lange Gesicht, das hell auf die Schultern niederwallende Haar, die schlanke Gestalt — — so steht er und blickt aus dunkelblauen Augen vom Bild! Und so wird er künftig vom Altare Salvatoris in die Kirche schauen, auf die Menschen, unter denen er als mutwilliger Bub im Schatten von St. Nicolai aufgewachsen ist.

Zurücktretend betrachtet der Künstler prüfend das ganze Gemälde. Zu bedeutungsvollem Schaffen weilt er in der Heimat, berufen, die große geschnitzte Passion des Meisters Loedewich mit würdig bemalten Flügeln zu schützen. Nun hat er sich in die Ecce homo-Tafel gebannt, in das tiefernste Bild! Wie er da als feiner junger Patrizier abseits steht, im vornehmen, mit weißem Pelz gefütterten Samtgewande, auf dem Haupte ein rotes Barett, könnte er der reiche Jüngling des Evangeliums sein, der seine Güter der Jüngerschaft des Herrn vorzog.

Der reiche Jüngling! — Wieder kommt im Ernst der Schalk über Jan. Wo sind seine Güter? Haha — ein Künstler schwimmt nicht im Überfluß! Und erst recht Jan Joest van Kalkar nicht.

Frei ist er — irdisch Gut beschwert ihn nicht. Und darum ist seine Hand so glücklich und sein Pinsel so beschwingt und sein Sinn voll Heiterkeit.

Was nun? Da blieb noch unvollendet die Händewaschung des Pilatus. Der Mächtige selbst sitzt schon auf seinem Richterstuhl — mit schwarzfließendem Bart, mit köstlichem Hut, mit pelzverbrämtem Mantel. Über ihm ein Wappen als Zeichen der Gerichtsbarkeit: der deutsche Doppelaar ist's, wie denn Jan Joest das ganze Leben der Bilder im Gewande seiner eigenen Zeit um 1500 darbietet. Die Pharisäer — wie Kalkarer Ratsherren sehen sie aus mit ihren ernsten Trachten und ihren strengen Mienen! An ihnen hat er noch zu schaffen.

Aber — nun merkt's der Maler — seit frühmorgens arbeitet er und hat darüber das Essen vergessen. Der Hunger meldet sich. Hätte er wenigstens ein Brötchen noch vor dem Mittag.

Flink springt Jan Joest im farbenbeklecksten Kittel auf die Gasse hinaus. Köstlicher Duft frisch gebackenen Brotes kommt ihm entgegen. Im Laden steht Alitken, die Bäckersfrau, jung, drall, in der blendendweißen Haube. Ein knusperiges Brötchen reicht sie dem Maler auf sein Begehr hin. Heißhungrig möchte Jan gleich hineinbeißen. Aber Alitken mahnt: „Das Geld!"

Der Künstler fährt in seine Tasche, durchsucht sie — bis in die verborgensten Schlupfwinkel. Leer ist sie, kein Groitken und kein Pfennig zu finden.

„Ihr erhaltet das Geld, Frau", sagt Jan und will sich entfernen. Aber Alitken, voll Mißtrauen, vertritt ihm den Weg, reißt ihm das verlockende Gebäck aus der Hand, spricht barsch: „Ohn' Geld keine War'!" Sie mag wohl denken: Maler und Beeldsnyder sind ein vergeßlich Volk.

Jan Joest ist zuerst verdutzt. Solches ist ihm noch nicht begegnet. Dann entflammt sein bleiches Gesicht im Zorn.

„So, ist Euch der Maler Eures Hochaltars nicht gut für ein Brötchen?!" ruft er aus — und ist voll Entrüstung wieder draußen auf der Gasse und mit ein paar Sätzen in seiner Werkstatt.

Ha — da sind der Kläger harte Gesichter vor Pilatus! Ha — ein Weib fehlt in der Schar!

Im Flug arbeitet der Pinsel. Eine steife weiße Kalkarer Frauenhaube blüht zwischen den dunklen Männertrachten auf; das junge frische Gesicht darunter offenbart des Herzens Falschheit im Blick der Augen: Alitken, die ungute Bäckersfrau, zwischen den Anklägern des Herrn! So ist sie gebrandmarkt für ewige Zeiten . . .

Jan Joest vollendet die figurenreichen, farbensatten Flügelgemälde zur Bewunderung der Mit- und Nachwelt.

Aber da die Bilder am Altare Salvatoris prangen, verklagt Alitken den Maler und zeiht ihn der Beleidigung.

Jan Joest, ungerührt und unerschrocken, hat seine Antwort bereit und tut sie kund vor Richter und Schöffen und vor allen, die sie hören wollen: „Die Frau bei der Händewaschung ist des Pilatus Frau. Und so wie ich sie malte, ist sie mir im Traum erschienen."

Da lächelte der Richter, da lächelte ganz Kalkar: „Unser Jan Joest — wer kann ihm etwas anhaben?"

So steht nun um eines Brötchens willen die Bäckersfrau Alitken für immer und ewig vor dem Richter, vor Pilatus, der seine Hände in Unschuld wäscht — wie der schalkhafte Jan Joest seine schlanken Malerfinger in Unschuld gewaschen hat.

Bunte Chronik

* **Der Schneemensch.** Durch indische Zeitungen ging vor einiger Zeit die Nachricht, die übrigens von Zeit zu Zeit immer wieder kehrt, daß man Spuren des Schneemenschen gesehen habe. Man denkt dabei an einen Menschentyp, der hoch über die Grenze, wo eine dauernde menschliche Existenz noch möglich ist, sein sagenhaftes Dasein führt. Veranlaßt durch die Zähigkeit, die solcher Legendenbildung fast immer anhaftet, haben Forscher diese Meldungen auf ihre Wahrscheinlichkeit oder besser gesagt Unwahrscheinlichkeit hin geprüft und sind zu dem Schluß gekommen, daß es sich um Fußstapfen eines größeren Säugetiers im Schnee handeln könne, die oft mit menschlichen Spuren eine beträchtliche Ähnlichkeit haben. Der Bär hinterläßt Eindrücke, die man unter Umständen für die eines barfüßigen Menschen halten könnte, und selbst die Spuren eines grauen Wolfes können oftmals mit menschlichen Tritten verwechselt werden. Die Tibetaner des Himalaja lassen sich jedoch durch wissenschaftliche Gründe weder belehren, noch beirren. Sie haben auch eine ganz einleuchtende Erklärung für den Ursprung dieser vermuteten Menschenart. Ihre Behörden lassen die Verbrecher nicht hinrichten, sondern schieben sie, ähnlich dem Sündenbock der Juden, in die Wüste ab, die hier über der Schneegrenze liegt. Diese Behandlung — behaupten die Tibetaner — macht die Verbannten zu einer Art wilder, kaum mehr menschlicher Geschöpfe, ein Gedanke, der in seiner Art logisch genug ist. Für die tibetanischen Kinder sind sie ein Popanz. Sie fürchten sich vor ihm, heißt es, und entfernen sich so nicht gern aus dem Bereich des Hauses. Die kluge Mutter erzählt ihnen, daß der Schneemensch stark behaart sei und daß es deshalb für die von ihm verfolgten Kinder ratsam sei, stets bergab zu laufen, weil dann sein langes Haar ihm über die Augen fiele und ihn am Sehen hindere, während umgekehrt beim Laufen bergauf sein Haar über die Ohren zurückfalle.

*

* **Das Liebesgift des Regenwurms.** Nur wenig bekannt ist es, daß der Regenwurm, der so unscheinbar aussieht, jedoch als Bildner der Ackererde eine sehr wichtige Rolle im Naturleben spielt, in gewissen Zeiten seines Lebens zum Gifttier wird. In den Wochen seines Liebesfrühlings enthält er nämlich in den Leibesringen einen giftigen Stoff, der bisweilen ganze Entenbruten vernichten kann, wenn die Enten gerade während dieser Zeit Regenwürmer fressen.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.